

Perlenkette oder Mühlstein?

China will zur Regionalmacht werden – Indien reagiert verärgert

Bernard Imhasly

China sichert sich wichtige Überseehäfen in Pakistan und Sri Lanka, wie Glieder einer Perlenkette, die langsam wächst. Damit will sich China seine Energieversorgung sichern, aber auch regionalen Einfluss gewinnen. Auf diese hegemonialen Ansprüche Pekings reagiert nicht nur Delhi verschupft.

Die Katze kam auf leisen Pfoten aus dem Sack. Ende Februar übergab eine Baufirma aus Singapur das vollendete Hafenprojekt von Gwadar einem pakistanischen Unternehmen. Nichts Besonderes, außer dass Geber und Empfänger identisch waren: der chinesische Staat. Der einzige Unterschied bestand darin, dass die neue Besitzerin auch die pakistanische Regierung mit ins Bett genommen hat. Aber dies ist eine Kleinigkeit – Rücksichtnahme auf regionale Sensibilitäten.

China hat es nicht mehr nötig, sich bedeckt zu halten. Die Welt soll es ruhig wissen: Das Reich der Mitte integriert seine Peripherie. Mit der Übergabe des Hafens hat China gleich doppelten Exklusivzugang zum Hafen in der Südwest-Ecke Pakistans, keine 350 Seemeilen von der Straße von Hormus entfernt. Sobald einmal die Erdöl- und Erdgas-Pipelines nach Sinkiang – das Indus-Tal hinauf und über den Khunjerab-Pass – gebaut sind, werden chinesische Öltanker in Gwadar ihre kostbare Fracht löschen, statt ausschließlich auf den langen und potenziell unsicheren Weg durch die Straße von Malakka und das umstrittene Südchinesische Meer angewiesen zu sein.

Um auch das Lieferrisiko aus den Emiraten und Saudi-Arabien zu verteilen, wird die Gas-Pipeline in einigen Jahren an einen iranischen Rohrstrang angeschlossen werden, der ebenfalls durch das pakistanische Belutschistan verläuft. Der Start zu diesem Projekt fand keine zwei Wochen nach der Übergabe von Gwadar statt. Iran, geplagt von Sanktionen, ist so auf diese Hintertüre versessen, dass seine Pipeline zur Grenze bereits gelegt ist.

Gwadar ist nicht nur ein Umschlaghafen, sondern wird auch eine Marinebasis, der zweite Flottenstützpunkt Chinas im westlichen Indischen Ozean – der Arabian Sea –, nachdem Sri Lanka den Hafen von Hambantota den Chinesen bereits als Stützpunkt versprochen hat. Der Tag ist nicht mehr fern, wenn der

erste chinesische Flugzeugträger auf dem Weg in den Golf in Gwadar anlegen wird. Die USA bekommen Gesellschaft.

Peking will seinen Einfluss in der Region ausbauen – die Nachbarn sind skeptisch

Auch im östlichen Teil des Ozeans, in der Bucht von Bengalen, hat Peking Brückenköpfe gesetzt. Die Insel von Tschapru („Kyaukpyu“ geschrieben), etwa 200 Meilen südlich von Sittwe in Arakan, soll dereinst ein „Klein-Singapur“ werden. Gemäß dem indischen China-Experten Raja Mohan ist ein Erdgas-Terminal bereits fertiggestellt, und der Bau eines Umschlagplatzes für Erdöl hat begonnen.

Die Gas-Pipeline in die Provinz Yünnan steht schon. Sie wurde trotz

Der Hafen von Gwadar auf der Rückseite einer pakistanischen Fünf-Rupien-Note



ihrer Länge von 800 Kilometern in sagenhaften drei Jahren vollendet. Auf der gleichen Trasse soll nun eine Öl-Pipeline gelegt werden, gefolgt von einer Eisenbahn- und einer Straßenverbindung. Nahezu ein Drittel des externen Erdgasbedarfs Chinas (zwölf Milliarden Kubikmeter) soll demnächst über diese Linie eingeführt werden; wenn Ölterminal und -pipeline einmal stehen, werden zudem 22 Millionen Tonnen Erdöl den gleichen Weg nehmen. Muss man noch erwähnen, dass China auch in Tschapur eine Marinebasis eingerichtet hat?

Indien empfindet die chinesische Perlenkette um den Subkontinent allmählich als einen Mühlstein. Es hat seine militärische Niederlage vor fünfzig Jahren immer noch nicht verarbeitet, verständlich angesichts des ungelösten Grenzverlaufs entlang der 3500 Kilometer gemeinsamer Nachbarschaft im Himalaya. Inzwischen ist aus der Feindschaft eine frostige Nachbarschaft geworden, aufgeweicht durch immer engere Handelsbeziehungen. Sie sind heute so substanziell, dass sich jede Seite einen neuen Waffengang gut überlegen wird.

Nadelstiche auf beiden Seiten

Waffengang? Plötzlich, seit ein paar Wochen, ist das Wort wieder aufge-taucht. Mitte April hat eine chinesische Patrouille zehn Kilometer tief im indischen Ladakh ihre Zelte aufgeschlagen. Wie jede bilaterale Reibung weckte auch diese bei den Indern sofort Erinnerungen an die vergangene Demütigung. Sie legt den Minderwertigkeitskomplex bloß, den das Land gegenüber den Weltmacht-Aspirationen Pekings empfindet. Sofort wurden Rufe nach Vergeltungsaktionen laut. Wären die TV-Nachrichtenkana-le ein Spiegel der nationalen Befindlichkeit, müsste man sich auf einen Krieg gefasst machen.

Die Fernseh-Feldherren lassen sich auch nicht davon stutzig machen, dass

es schwierig ist, von einer Grenzverletzung zu sprechen, wenn gar keine verbindliche Grenze vorliegt. In ihren Landkarten ziehen beide Staaten ihre Demarkationslinien jeweils bis tief ins Gebiet des Anderen. Deshalb haben sie sich darauf geeinigt, nur von der *Line of Actual Control* (LAC) zu reden, und diese zu respektieren. Das ist aber für beide zu viel verlangt. Aus Furcht, die LAC, die meist durch eine Steinwüste verläuft, könnte zur Grenze verwachsen, wenn man sie in Ruhe lässt, kommt es immer wieder zu Verletzungen dieser angeblichen *Zone of Peace and Tranquillity*. Die Gegenseite, so behaupten die aufgebrachtten Inder, habe allein letztes Jahr über vierhundert solcher Störmanöver vollführt. Über die eigenen Nadelstiche schweigt sich Indien aus. Hiesige Zeitungen zitierten aber den Außenamts-sprecher in Peking, laut dem indische Truppen einen Geschützstand auf der Gegenseite errichtet und noch nicht geräumt hätten.

Wird es bald das Stereotyp des „hässlichen Chinesen“ geben?

Der jüngste von den Chinesen provozierte Zwischenfall macht aber auch unabhängige Beobachter perplex. In zwei Monaten will der neu ernannte chinesische Premierminister Li Keqiang Delhi seine Aufwartung machen. Will die neue Führungsriege Härte demonstrieren und die LAC-Verletzung als Verhandlungspfand zum Tisch bringen? Oder will sie den Besuch beim lästigen Nachbarn gar platzen lassen? Und damit den Bundesgenossen Pakistan erfreuen, denn nach Delhi wollte Li nach Islamabad fliegen? (Es ist ein Flugplan, über den man in Pakistan die Nase rümpfte). Oder inszeniert das Reich der Mitte, wie so oft zuvor, einen taktischen Ausfall, um sich dann wieder hinter seine Mauern zurückzuziehen?

Wenn der jüngste Zwischenfall etwas deutlich macht, dann ist es die Nonchalance, mit der Peking handelt und die Inder vor den Kopf stößt. Es

unterschätzt damit auch die Risiken, die die neue Hegemonialmacht eingeht, wenn sie sich mit ihrer Finanz- und Marktmacht die Herrscher in der Region von Burma bis Pakistan, Sri Lanka bis Afghanistan in die Tasche steckt. Was früher der *Ugly American* war, droht nun der „hässliche Chinese“ zu werden. Bereits musste Peking in Myanmar ein Wasserkraft- und ein Bergbauprojekt aufgeben: Lokaler Widerstand gegen die unzimperliche Umsiedlungspolitik zwang das Militärregime in Yangon, auf Distanz zu China zu gehen.

Das künftige „Klein-Singapur“ auf Tschapur/Kyaukpyu liegt mitten in der Arakan-Provinz, in der schwere ethnische Unruhen gegen die Minderheit der muslimischen Rohingyas stattfinden – auch dies ein potenzieller Herd einer neuen islamischen Terror-Bewegung. In Sri Lanka hat sich Peking mit der regierenden Familiendynastie arrangiert, deren anti-tamilische Politik immer wieder bürgerkriegsartige Unruhen aufkeimen lässt. Und entlang der Erdöl-Trasse in Pakistan lassen sich ein halbes Dutzend militante Bewegungen ausmachen, für die eine Pipeline-Explosion ein willkommenes und weitleuchtendes Fanal für ihre Sache wäre.

Vielleicht hat sich die neue Weltmacht doch etwas zu früh von Teng Hsiao Pings altem Ratschlag verabschiedet, der da lautete: „Sein Leuchten verbergen/Aus Unscheinbarkeit eine Tugend machen“.

Zum Autor

Der 1946 geborene Walliser Bernard Imhasly arbeitete von 1990 bis 2007 als Südostasien-Korrespondent für die NZZ. Der studierte Linguist und Ethnologe Imhasly lebt seit 1984 in Indien, er ist mit einer Inderin verheiratet. Zurzeit lebt Imhasly in der Nähe von Mumbai.